



Felicitas Andresen

**DIE
FRAU
MIT DEN
3 HÄNDEN**

Roman

8 grad

Felicitas Andresen
Die Frau mit den drei Händen

8 grad

Felicitas Andresen

**DIE FRAU
MIT DEN DREI HÄNDEN**

Roman

8 grad verlag Freiburg

Inhalt

- 7 Die Sonne Griechenlands**
- 15 Die Frau mit den drei Händen**
- 23 Die Schwestern**
- 28 Der Besuch**
- 34 Engele flieg**
- 39 Funkkind**
- 44 Der Junge**
- 52 Die Probe**
- 58 Der Tänzer**
- 67 Das Spiel**
- 75 Der Garten**
- 84 Die Prüfung**
- 88 Letzte Vorbereitungen**
- 98 Frühling**
- 103 Die Generalprobe**
- 111 Die Aufführung**

Die Sonne Griechenlands

Die Mutter sieht sehr hübsch aus, mit ihrer hohen, wie ein Blütenblatt gewölbten Stirn, den fein gezupften und nachgezogenen Augenbrauen und den großen blauen Augen darunter. Nase und Wangen leuchten matt vom mit der moosigen Quaste aufgetragenen rosigen Puder. Selbstverständlich trägt sie Lippenstift, ohne Lippenstift auf den Lippen würde keine Frau in dieser Zeit das Haus verlassen. Es gibt Frauen, die können ihre Lippen schminken ohne Spiegel.

Aber Schönheit ist vergeblich, morgens um fünf Uhr in der Straßenbahn Nummer sieben von der Doggenburg zum Stöckach.

Die Mutter trägt Seehundstiefel aus anderen Zeiten und einen dünnen Mantel, darunter ein Kostüm mit weitem Rock und eine Jacke mit gerüschtem Schößchen, genäht aus den Wohnzimmer-Gardinen ihres Elternhauses, das jetzt in Trümmern liegt.

Ihr Kopftuch ist aus Seide und stammt vom Schwarzen Markt.

Das Kind hat ihr das Kopftuch geschenkt. Das Kopftuch hat hundertfünfundsiebzig Mark gekostet. Das Kind hat Geld wie Heu, es kann die Preise auf dem Schwarzen Markt bezahlen.

Es ist ein Funkkind. Es spricht im Radio Kinderrollen. Es spart das Geld in einem silbernen Milchkönnchen. Zu

kaufen gibt es nichts. Außer eben auf dem Schwarzen Markt. Das ist verboten. Aber manchmal gelingt es doch.

Die Preise sind gegenwärtig eigenartig. Ein Zug aus einer Zigarette kostet eine Mark. Er wird auf den Bahnsteigen am Hauptbahnhof angeboten.

Ein Zug aus einer Zigarette, denkt die Mutter, als sie beim Funkhaus aussteigt. Wenn ich Lenny treffe, kann ich vielleicht eine ganze Zigarette bekommen.

Und ich muss an Brot denken.

An das weiße Brot, das vor der amerikanisch verwalteten Kantine in einem Winkel aufgestapelt liegt, den die Küchenfrauen nicht gut einsehen können. Und nicht einsehen wollen. Zwei, drei Brocken wird sie unter dem Manuskript versteckt halten und so strahlend lächeln, dass ihr alle nur ins Gesicht blicken und kein einziges Mal auf die Hände. Bis sie durch die Tür ist. Und dann schnell das Brot in die Tasche.

Sie überquert die eisglatte Straße und betritt das Funkhaus.

Es ist sehr still um diese Zeit. Im Studio ist sie allein. Hinter der Glasscheibe im Regieraum sitzt der Tontechniker.

Er drückt auf einen Knopf. Jetzt kann sie ihn hören.

»Möchtscht dr au am liebschte Schteckeke zwische d’Auge schtecke, gell?«

Aber dann gibt er ihr das Zeichen, dass er das Tor zur Welt geöffnet hat, schaut sie aufmunternd an, und sie nickt.

»Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer. Zuerst und vor allem wünsche ich Ihnen einen fröhlichen Faschingsdienstag.«

Das Kind hat einen Wecker. Es hat ihn abends aufgezogen. Der Wecker klingelt um halb sieben. Er steht neben dem Bett. Am Kopfende. Das Kind haut ihn von oben. Der Wecker fällt um und klingelt weiter.

Das Kind stützt sich auf und knipst die Nachttischlampe an. Jetzt verstummt der Wecker. Das Kind zieht sein

Frühstück zu sich heran. Ein Suppenteller, bedeckt mit einem zweiten Suppenteller, der die am Abend geschmierten Brote frisch hält. Die rechte Hand des Kindes greift nach einem Brot, während die linke bereits ein Buch aufgeschlagen hat. *Grimms Märchen*. Kleine Buchstapel sind am Bett- rand verteilt. Lisa Tetzner: *Erwin und Paul*, Agnes Sapper: *Die Familie Pfäffling*, Waldemar Bonsels: *Die Biene Maja*, von Svend Fleuron: *Tyss und Tuff*, die Geschichte von den Kreuzottern, aber auch vier Bände Schiller, die griechischen Heldensagen von Gustav Schwab, die *Bibel* und das *Evangelische Gesangbuch*. Das Kind liest bis zur letzten Sekunde, die der Wecker erlaubt, wäscht sich mit kaltem Wasser in der kalten Küche, zieht sich an und schlüpft in die Schlaufen aus Paketschnur, die den Schulranzen tragbar machen. Der Ranzen ist aus Pappe, mit einer dünnen Wachstuchhaut bezogen. Das Kind verlässt das Haus und geht zur Straßenbahn-Endstation Doggenburg. Es besteigt den dort wartenden Triebwagen und haucht kleine Löcher in das Eis auf den Scheiben, damit es, trotz der Dunkelheit draußen, so viel wie möglich sehen kann.

Die Mutter hat die Ansagen der frühen Morgenstunden hinter sich. Sie geht in die Kantine und trinkt einen Kaffee. Nach und nach kommen Kollegen, der Raum füllt sich. Faschingsdienstag, denkt sie, und sie wird nicht zu Hause sein. Um vierzehn Uhr beginnt schon die Hörspielproduktion. Das geht bis abends, ja, bis in die Nacht. Dieses Hörspiel gehört schon zu denen, die mithilfe einer Bandmaschine aufgezeichnet werden, nachdem bisher fast alles live gesendet wurde.

Das Kind wird allein sein, wie meistens. Die Mutter weiß, dass die Kinder heute böse kleine Horden bilden, verkleidet und schreiend durch die Straßen rennen, an Türen klopfen, schellen, Dreck in die Briefkästen werfen und dann – auf der

Flucht – in die Straßenbahn einsteigen und an der nächsten Station wieder hinaus, ohne zu bezahlen, unter dem gespielten Geschimpfe vom Schaffner, und sie weiß, dass das alles großartig ist. Aber sie weiß auch, dass das Kind in der Wohnung bleiben und aus dem Fenster schauen und die anderen Kinder beobachten wird. Es wird wohl dann sein Bett besteigen und die Puppen Joueur und Fleur mit an Bord nehmen und ein Buch und das Milchkännchen und die Zuckerdose aus Silber, damit es an jenen fernen Stränden etwas zu tauschen hat. Das Kind würde die ganze Welt bereisen. Aber, das weiß die Mutter, an diesem Tag gehört es nicht zu muschelgeschmückten Insulanern, sondern auf die kalte Straße zu kleinen schwäbischen Barbaren, denen der eiskalte Rotz im bemalten Gesicht trocknet.

Das Kind hat eine eigenartige Schule. Nach dem Krieg wurden erst die größeren Kinder eingeschult und für das Kind war kein Platz. Die Mutter brachte das Kind zu einer pensionierten Lehrerin, und die unterrichtet nun das Kind. Als das Kind noch kleiner war und der Tisch zu hoch für die Schreibhand, nahm die Lehrerin es einfach auf den Schoß. Ohne Mühe bewältigt das Kind den Unterrichtsstoff der Grundschule in zwei Stunden, die es keineswegs täglich bekommt. Die Lehrerin kann ihr ganzes, in einem langen Lehrerinnenleben angesammeltes Wissen dieser einen kleinen Person einträufeln. Das hat eine starke und beschleunigende Wirkung.

Die Lehrerin hat eine seltsame gelbe Substanz in einem ihrer Mundwinkel und zwar immer. Das ist ein bisschen eklig. Aber sie ist lieb, und das Kind kennt keine Furcht. Seit Neustem lernt es auch bei ihr das Spielen auf der Blockflöte. Wenn die Lehrerin etwas auf der Flöte vormacht, achtet das Kind besorgt darauf, dass die gelbe Substanz nicht die Flöte berührt.

Nach der Schule geht das Kind zum Zahnarzt. Die Mutter hat gehört, wie es nachts mit den Zähnen knirscht. Das soll es dem Zahnarzt erzählen.

»Oje«, sagt der Zahnarzt. »Wenn d' so weitermachsch, hosch mit dreißig Joahr koin gotzige Zahn meh im Maul.« Das Kind fragt, wie es mit dem Zähneknirschen aufhören soll. »Es muss dich halt ebber wecke«, sagt der Zahnarzt. »Vielleicht kommts ja von denne viele Bombe, die auf ons nonterghagelt sent. Do ka mr scho emol mit de Zahn knirsche.«

»Die Bomben haben wir verdient«, sagt das Kind. Denn so hat es die Mutter ihr erklärt. Der Zahnarzt schweigt dazu und füllt noch ein kleines Loch im Zahn und entlässt das Kind.

In der Straßenbahn singt das Kind leise die Fensterscheibe an. Es singt immer die Lieder aus dem Gesangbuch, denn es geht jeden Sonntag in die Kirche. Freiwillig, niemand schickt es. Es geht in den Erwachsenengottesdienst. Es hört der Predigt zu, und wenn es die Predigt nicht versteht, denkt es sich Geschichten aus. Oder es lernt die Lieder auswendig.

Einmal steht auf dem Weg zur Kirche ein Mann am Waldrand. Er trägt eine dunkle Brille und einen dunklen Mantel, den er ein Stück weit geöffnet hat. Darunter ist er nackt. Sein Gesicht ist bleich und angespannt. Das weiße, angstvolle Gesicht ist schlimmer als alles, was da sonst zu sehen ist, obwohl auch die Geschlechtsorgane bleich wie gekochter Sellerie gegen die geöffnete heruntergerutschte dunkle Hose abstechen.

Eine Zeit lang geht das Kind nicht mehr in die Kirche. Aber es vermisst die Kirchenbesuche zu sehr. Am Sonntag Quasimodogeniti nimmt es die Gewohnheit wieder auf. Der Name, so scheint ihm, sei ein Zauberwort, das alles Düstere bannt.

Das Kind in der Straßenbahn singt alle dreizehn Verse von »Befehl du deine Wege«, und eine fremde Frau hört ihr zu und schenkt ihr Lebensmittelmarken.

»Gibs dr Mutter, sie soll dr ebbes guets koche, du bisch so arg mager.«

Die Mutter trifft Lenny, den amerikanischen Kulturoffizier. Dabei kommt eine Lucky Strike heraus. Dann setzt sie sich vor den Studios in einen Sessel und vertieft sich in ihr Manuskript. Sie hat eine schöne Rolle, aber sie ist so schrecklich müde, dass die violetten Buchstaben des Matritzenabzugs vor ihren Augen verschwimmen und schließlich erlöschen, weil sie nämlich eingeschlafen ist.

Das Kind kommt nach Hause. Es holt sich den Quark mit Apfelstückchen, den die Mutter vorbereitet hat. Es isst und liest. Es war draußen schon zu spüren, dass Fastnacht ist. Das Kind beschließt, seine Puppen zu verkleiden. Das macht Spaß. Aber noch lieber möchte es sich selbst verkleiden. Und auf die Straße gehen. Aber es hat Angst vor den anderen Kindern. Hexe, Hure, haben sie es schon beschimpft. Es steht am Fenster und lässt die Puppen herausschauen. Die Kinder sammeln sich. Gleich werden sie zur Straßenbahn-Endstation rennen. Sich verkleiden, wie schön! Sich zu jemand anderem machen! Niemand soll es mehr erkennen, keiner beschimpfen, verkleidet sein ist wie verzaubert sein.

Im Funkhaus ergibt sich um siebzehn Uhr ein technischer Defekt. Die Produktion wird abgebrochen. »Ganget hoim, mr machet morgge weiter. Oje, des gibt en lange Tag ond e lange Nacht.« Die Mutter ergreift ihre Tasche, das Weißbrot hat sie schon verstaubt, läuft zur Straßenbahn, springt in den anfahrenden Wagen.

Die Mutter kommt nach Hause, das Kind sitzt im Dunkeln. Die Mutter knipst das Licht an. Das Kind freut sich. »Wieso bist du schon da?« »Eine technische Panne!« Das Kind sagt: »Ich habe die Puppen verkleidet. Fleur als Araber und Joujou als Gespenst. Die Kinder draußen waren auch alle verkleidet, als Cowboys und als Zigeunerin. Sie haben tausendmal bei uns geklingelt und sind dann weggerannt.«

Die Mutter zieht die Stiefel aus und wird geschäftig. »Ja, es ist noch Peanut-Butter da, das ist gut! Ich habe Weißbrot ... mit Peanut-Butter drauf schmeckt das so gut wie Fasnetsküechle.«

Das Kind sagt: »Ich möchte mich verkleiden!« Es steigt in die Seehundstiefel seiner Mutter, macht ein paar Schritte und beginnt plötzlich zu galoppieren. Die Mutter kommt rein mit geschmierten Broten und Saft. Sie betrachtet das Kind. Dann sagt sie: »Pan! Kennst du Pan?« Sie stellt ihr Tablett auf den Tisch. Dann sagt sie: »Setz dich mal und iss!« Das Kind gehorcht. Die Mutter denkt nach. »Warte mal. Hermes war der Götterbote bei den alten Griechen. Weißt du, was das ist?«

»Ja, das weiß ich«, sagt das Kind mit vollem Mund. »So was wie ein Briefträger, nur eben für die im Himmel.«

»Richtig. Als er mal wieder die Post verteilte, traf er im Wald eine Quellnymphe. So eine Art Elfe, oder Fee. Die war sehr schön. Er verliebte sich in sie und sie sich in ihn. Sie bekamen einen Sohn, den nannten sie Pan. Der war niedlich, er hatte nur ein Problem, er hatte Bocksfüße. Also Beine wie eine kleine Ziege. Deshalb machten sie ihn, als er groß war, zum Hirtengott. Weißt du das auch?« Das Kind schüttelt den Kopf. Jemand, der die *Griechischen Heldensagen* neben dem Bett liegen hat, weiß schon, dass Pan der Hirtengott ist. Aber es ist so schön, wenn die Mutti erzählt. Da kann man sein Wissen auch mal verschweigen.

Die Mutter fährt fort: »Er spielte auch wunderschön Flöte und bewachte damit seine Herde. Aber einmal spielte er schrecklich falsch und laut und quietschig, und da rannte die Herde erschrocken davon. Das nannte man dann Panischen Schrecken. Dann spielte er wieder schön, und die Schafe und die Ziegen beruhigten sich und kamen zu ihm zurück.« Das Kind isst und trinkt. Die Mutter wirft einen halben Eimer Koks in den Kanonenofen.

»Hol mal deine Blockflöte«, sagt sie. »Und dann zieh dich aus und setz dich aufs Sofa. Es wird gleich ganz warm.«

Das Kind holt seine Flöte und zieht sich aus. Die Mutter unwickelt seine Hüften mit einem blauen Chiffontuch. »Die Stiefel lässt du an, das sind deine Bocksfüße. Setz dich hin mit gekreuzten Beinen und spiel Flöte. Du bist jetzt Pan, bewache deine Herde!«

Der Kanonenofen beginnt, rot zu glühen. Die Mutter deckt den Tisch ab.

Das Kind ist nackt, und die Sonne Griechenlands wärmt seinen Rücken. Es beobachtet seine Ziegen. Sie steigen in gefährliche Höhen. Es muss eine beruhigende Melodie spielen. Allein Gott in der Höh sei Ehr.

Nach einer Weile will es aber auch Panik verbreiten. Ein Sturm soll blasen, Wasserfälle den Berg herabstürzen, die Herde in Staub gehüllt mit donnerndem Getrampel ins Tal rasen, Brücken sollen zerbrechen und Schutzhütten in Trümmern durch die Luft wirbeln. Das Kind bearbeitet die Flöte wie verrückt. Es ist Pan, es ist ein griechischer Gott und wenn es will, kann es sogar fliegen. Es ist tausendmal stärker als jeder Cowboy und jede Prinzessin. Als es die Herde ganz aus den Augen verloren hat, beschließt es, sie zurückzuholen. Es legt sich zufrieden auf das Sofakissen und spielt feierlich wie ein Posaunenchor OH, DU FRÖHLICHE.

Die Frau mit den drei Händen

Das Kind ist ein Mädchen. Es heißt Jessica.

Fastnacht ist jetzt schon wieder eine Weile her. Die Bäume sind noch schwarz, aber Jessica sagt zu ihrer Mutter, morgens haben draußen schon die Vögel gequatscht. So hört es sich an. Die braungraue Wiese im Garten hat einen grünen Schimmer.

Jessica hat zu Weihnachten Stelzen bekommen. Sie kann sie jetzt schon draußen ausprobieren.

Aber heute regnet es. Aus Kübeln, wie die Leute sagen.

Jessica sitzt auf ihrem Bett. Heute ist ihr schulfreier Tag.

Jessica wünscht sich schon sehr lange und sehr stark ein Tier. Und sie wünscht sich ein sehr starkes Tier. Aber die Mutter sagt, sie kann kein Tier haben, weil da doch der Hund ist, und wenn schon, muss sie sich eines ausdenken.

Der Hund gehört der Hausbesitzerin. Er ist groß. Er hat seinen Schlafplatz da, wo die Toilette ist, und man muss über ihn steigen, wenn man aufs Klo will. Es ist ein Schäferhund. Er knurrt leise und zieht seine Lippe hoch, man kann seine Eckzähne sehen, und es ist unheimlich.

Jessica denkt, dass sie vielleicht doch lieber ein kleines Tier haben möchte. Sie denkt sich ein Meerschweinchen aus.

Sie hat schon einmal ein Meerschweinchen gesehen.

Dieses Meerschweinchen kann springen. Es gehört einer amerikanischen Familie. Es gibt viele Amerikaner in

der Stadt. Die Mutti sagt, die Amerikaner sind die Besatzungsmacht. Sie sagt aber auch: Sie sind unsere Befreier. Die Amerikaner sind nett. Die Mutti kann ihre Sprache und hilft ihnen manchmal, wenn sie nicht alles verstehen. Zur Belohnung dürfen die Mutti und sie in der Badewanne baden, die den Amerikanern gehört. Zu Hause haben sie keine Badewanne. Wenn sie dann sauber sind, werden sie zum Tee eingeladen und bekommen einen Donut. Das schmeckt unglaublich gut. Und da hat sie das Meerschweinchen gesehen. Es sprang über seinen Fressnapf. Alle bestaunten es und sagten, das sei sehr ungewöhnlich.

»Was ist das, Besatzungsmacht?«, fragt Jessica. Und Jessicas Mutter sagt: »Du weißt, wir hatten Krieg. Deutschland hat den Krieg angefangen und ihn schließlich verloren. Die Sieger sind die Russen, die Engländer, die Franzosen und die Amerikaner, und sie haben Deutschland in vier ›Besatzungszonen‹ aufgeteilt. Hier dürfen sie jetzt bestimmen, wie die Menschen zu leben haben. Deshalb nennt man sie ›Besatzungsmacht‹. Viele Menschen, und ich auch, sind aber so froh, dass der Krieg vorbei ist und dass diejenigen, die Deutschland vorher regiert haben, tot oder im Gefängnis sind, dass wir die ›Besatzungsmacht‹ als Befreiungsmacht empfinden.«

Jessica baut einen Parcours auf ihrem Bett. Aus Büchern. Sie nimmt *Gretchen Reinwalds erstes Schuljahr*, das *Evangeli-sche Gesangbuch* und *Peterchens Mondfahrt*. Dann findet das Turnier statt.

Das ausgedachte Meerschweinchen von Jessica, das Tarzan heißt, springt höher als alle anderen Meerschweinchen und gewinnt und bekommt einen Pokal. Der Pokal ist Jessicas silbernes Milchkännchen. Jessica hat ein silbernes Milchkännchen und eine silberne Zuckerdose zur Taufe bekommen. Sie darf damit spielen. Das tut sie auch, aber es ist außerdem ihre Sparkasse. In der Zuckerdose ist ihr ganzes Geld. Und Geld hat sie wie Heu.

Jetzt holt Jessica aus der Küche eine Mohrrübe und Haferflocken und teilt sich das mit Tarzan.

Es wird schon ein bisschen dunkel draußen, und es sieht so aus, als ob es aufgehört hätte zu regnen. Jessica überlegt, dass ihre Mutter jetzt bald nach Hause kommt und dass sie an der Straßenbahnhaltestelle auf sie warten kann. Sie zieht ihre Schuhe und ihren Mantel an und nimmt die Stelzen.

Draußen steigt sie auf die Stelzen, und weil der Gehweg nass ist, geht sie langsam und vorsichtig. Sie will in diesem Sommer viel üben, sie will den Jäger lernen. Beim Jäger muss man auf einer Stelze balancieren und die andere Stelze über die Schulter legen und dann zählen, wie lange man auf einer Stelze stehen kann, erst bis zwei und dann bis drei und, wenn es geht, bis vier und so immer weiter. Und wenn es geht, noch mehr. Und sie will rückwärtslaufen lernen, und sie will sehr schnell werden.

Jessica übt ein bisschen droben beim Wartehäuschen und setzt sich dann hinein. Ein Mann sitzt auf der Bank. Er sitzt da schon eine Weile.

Er hätte in die Straßenbahn einsteigen können, es waren schon zwei da, und beide haben mindestens fünf Minuten Pause gemacht, es ist die Endstation vom Siebener, die Doggenburg.

Es ist jetzt dunkel, sie sieht den Mann kaum noch. Er bewegt sich nicht.

Nach einer Weile sagt er:

»Isch des net a bissle schpät für di?«

»Nein«, sagt Jessica hochmütig.

Der Mann bewegt sich. Er rückt ein Stück näher.

»Du bisch ja a goldigs Mädle. So scheene Zöpfle.«

Jessica schweigt. Es stimmt, sie hat heute Zöpfle. Manchmal flicht sie sich welche, manchmal nicht. Die Haare sind gerade so lang, dass es zweimal übers Kreuz reicht.

Der Mann rückt noch näher.

»Magsch en Schokolad?«
Schokolade?

Jessica hat noch nicht viel Schokolade gegessen. Obwohl ihr Leben nun schon mehr als neun Jahre dauert. Erst gab's den Krieg und dann die Nachkriegszeit. Schokolade ist etwas für den Frieden. Bei den Amerikanern hat sie einmal Schokolade bekommen. Die Schokolade heißt Hershey's und war eingepackt in dunkelrotes, leicht glänzendes Papier, die Schrift silbern. Jessica hat das Papier schön gefaltet und aufgehoben. Die Schokolade selbst war ein bisschen gewölbt, und geröstete Mandeln waren in ihr verteilt. So müssen Nektar und Ambrosia geschmeckt haben. Das war das Essen der Götter, das weiß sie aus den *Griechischen Heldensagen* von Gustav Schwab, ganz oben auf dem Bücherstapel neben ihrem Bett.

Schokolade, wie sie schmeckt, wenn sie schmilzt ... dass die Spucke es noch stundenlang im Gedächtnis behält ...

»Komsch mit zu mir hoim, i wohn glei dahinte in dr Gustav-Siegle-Strass, na geb i dir en Schokolad.«

Aber ein weiteres Buch liegt auf dem Stapel, gleich als zweites, und sie hat heute Morgen darin gelesen. Da kommen zwei ausgehungerte Kinder an ein Häuschen aus Lebkuchen und knabbern daran, und man kann aus dem Häuschen eine Stimme hören, die sagt: Knusper knusper Knäuschen, wer knuspert an meinem Häuschen ... Jessica hat diese Geschichte auch im Theater gesehen. Es war eine Oper. Die Hexe flog über die ganze Bühne und wieder zurück und sang, und man konnte an der Stimme hören, sie war ein Mann. Ja, sagt die Mutti in der Pause, das ist ein Mann, das ist der Hubert Buchta, hat er doch gut gemacht, oder? Denn Jessica weiß schon, dass Theater von Menschen gespielt wird und nicht die Wirklichkeit ist. Das hier aber ist die Wirklichkeit. Und diese Hexe ist ein Mann. Dieser Mann ist eine Hexe.

Jessica schaut sich um. Es ist sehr dunkel jetzt, es gibt kaum Laternen.

Sie sieht keinen Menschen. Sie hört auch keine Straßenbahn. Die Straßenbahnführer und die Schaffner kennt sie fast alle, sie würden ihr sicher helfen. Aber sie sind nicht da, sie ist allein mit dem Mann.

Der sitzt jetzt eng neben ihr, sein Atem ist auf ihrer Wange und riecht abscheulich. Vor Schreck hält Jessica die Luft an. Aber dann steht sie auf. Und steht nicht nur auf, sie steht auf und steigt auf ihre Stelzen. Sie denkt, das ist hier im Fast-Dunkeln die Überraschung. Denn jetzt ist sie plötzlich GROSS. Und sie dreht sich um, schreitet aus dem Wartehäuschen, überquert die Schienen und die Straße, betritt den Gehweg und stakt die Straße bergab. Sie denkt, sie ist ein bisschen näher am Himmel. Und deshalb fühlt sie sich beschützt. Sie freut sich, dass sie tapfer war. Ihr Herz klopft, und sie ekelt sich, wenn sie an den Mann denkt. Aber bald kommt die Mutti, sie muss es ihr nicht erzählen, es ist dann von selber alles gut.

Später am Abend fühlt sich Jessica ein bisschen krank.

Die Mutter liest ihr vor. *Moby Dick*, die Geschichte vom weißen Wal.

Sie wird diese Geschichte demnächst im Amerikahaus lesen, um Geld zu verdienen. Sie muss sie zur Übung oft laut lesen, damit sie sich nicht verspricht und damit es wie ein Theaterstück klingt.

Sie liest die Stelle, wo der weiße Wal seine Nähe nicht durch ruhiges gleichmäßiges Blasen ankündigt und wo das Wasser durch den geheimnisvollen Springbrunnen aus seinem Haupt hochsteigt, nein, es ist noch viel wunderbarer, so heißt es im Buch: Der weiße Wal springt!

»Da SPRINGT ER – SPRINGT – ER!«, ruft sie mit ihrer schönen bebenden Schauspielerinnenstimme, und Jessica läuft eine Gänsehaut über den Rücken. Aber die Mutti

ist ja da, da hat sie keine Angst, da kann Moby Dick das ganze Zimmer ausfüllen bei seinen Sprüngen, und aus seinen Nasenlöchern kann es spritzen wie aus der Dusche im amerikanischen Badezimmer, Jessica denkt nur, was für ein starkes, großes Tier Moby Dick ist, und wie er einen beschützen könnte, wenn man ihn zum Freund hätte. Und das ist ein Gedanke, bei dem man gut einschlafen kann.

Beim Aufwachen am anderen Morgen findet Jessica einen Zettel an ihrem Bett: Wenn es dir noch nicht gut geht, bleib einfach liegen!

Jessica schaut aus dem Fenster. Es regnet wieder. Sie beschließt, dass es ihr nicht gut geht. Sie schaut unter den umgekehrten Suppenteller, aha, Bauernbrot mit Wurst, fein, und daneben ein Einmachglas mit Sauerkirschen gegen den Durst. Proviant ist also da.

Jessica verschränkt die Arme hinter ihrem Kopf und überlegt, was sie jetzt machen will.

Tarzan und sie könnten verreisen. Sie könnten in Gedanken verreisen. Sie könnten zur Insel Piccadilly fahren und dort ein Picknick machen.

Piccadilly gibt es wirklich. Piccadilly ist eine Insel im Bodensee. Diese Insel gibt es nur im Winter. Sie liegt vor dem Strand. Hinter dem Strand wohnt ihre Großmutter Leni. Die Großmutter Leni ist die Strenge Großmutter. Sie kann ein bisschen zaubern. Sie holt einfach alles, was auf der Wiese wächst, in die Küche, Sauerampfer, junge Brennnesseln, jungen Löwenzahn, Salbei, Zitronenmelisse, Giersch, Schnittlauch, und kocht Suppe daraus. Und diese Suppe schmeckt! Sie stellt Milch in kleinen Schüsseln auf die Fensterbank, und nach einem Tag ist die Milch steif geworden und wird mit Zucker und Zimt bestreut und gegessen und schmeckt auch! Sie kocht Honig aus Tannenspitzen. Wenn abends die Hühner auf dem Apfelbaum sitzen, klatscht sie

einfach in die Hände, und die Hühner kommen runter vom Baum und gehen der Reihe nach hinter der Großmutter her in den Schuppen. Sie kann auch wunderschöne Figuren aus Wachs machen und schaut mit Jessica fromme Bilder an in großen alten Büchern.

Einmal hat Jessica Besuch von Jungens aus der Nachbarschaft.

Die Jungens langweilen sich und holen irgendwann ihren kleinen Penis aus der Hose und pinkeln der Reihe nach auf den einzigen Liegestuhl der Großmutter, der da auf der Terrasse steht. Jessica betrachtet die schönen goldgelben Bögen, die die Buben erzeugen und sich überkreuzen lassen und will mithalten. Sie hebt gerade ihren Rock, um ihrerseits zu pinkeln, da steht die Großmutter in der Tür. Sie ist so zornig wie der Engel vor dem Paradies auf einem der Bilder, die sie Jessica gezeigt hat.

Die Jungen verschwinden sofort. Jessica schämt sich ganz furchtbar. Weil ihr das jetzt wieder einfällt, denkt sie, dass sie doch lieber nicht die Insel Piccadilly besucht, obwohl es da so tollen Bodensee-Ton gibt und man damit Figuren kneten kann, sie will nicht mal in Gedanken dort hinfahren, wo sie sich so schämen muss.

Aber sie kann in die entgegengesetzte Richtung verreisen. In Gedanken.

Sie könnte also mit Tarzan an der Leine mit der Eisenbahn in Richtung Nordsee fahren. Dorthin, wo die anderen Großeltern wohnen. Sie würde in Niebüll umsteigen in die Kleinbahn, die auf schmaleren Schienen fährt als die richtige Eisenbahn, bis Blocksberg. Dort würde sie mit der Pferdekutsche abgeholt werden.

Sie steigt in die Pferdekutsche, und der Knecht Adolf macht sorgfältig die lederne Decke mit der Lasche am Haken fest, damit sie es warm haben, sie und Tarzan, es ist da oben kälter als hier, ungefähr wie am Nordpol. Das

vermutet Jessica, denn es ist ja noch fast Winter, und es heißt Nordsee und da ist der Nordpol ja nicht mehr weit.

Nebel liegt über dem flachen Marschland, darauf schwimmen Köpfe und Schultern von Kühen, wollige Rücken von Schafen und Pferdekörper, von denen man die Stummel von Beinen sieht wie bei den Kriegsheimkehrern.

Das kann Jessica alles vor sich sehen, denn hier auf dem Bauernhof ihrer anderen Großeltern verbringt sie jeden Sommer, solange sie zurückdenken kann. Es macht nichts, wenn sie dann nicht zur Schule geht, ihr Großvater kann Jessica unterrichten.

Bei ihm muss sie morgens zuerst die Nase ausschnauben, je ein Nasenloch zugeedrückt, und dann wird gelernt, vorwiegend aus dem Atlas, der Großvater ist ein weit gereister Mann. Später zeichnet sie mit Bleistift kleine Schiffchen auf die großen blauen Flächen der Weltmeere, irgendwie muss man ja da hinkommen zur Hauptstadt von Paraguay.

In der Schreibtischschublade ihres Großvaters findet sie Geld in Millionenhöhe. Der Großvater sagt, dass man in der Zeit, in der es geglückt hat, dafür gerade mal ein Brot kaufen konnte.

Die Schwestern

Mittags kommen die vier Töchter des Hofverwalters aus der Schule. Hanna ist die Älteste, sie ist elf, Nita ist neun, Elke ist sieben, Karla ist fünf.

Jessica erklärt ihnen, dass sie ihre fünfte Schwester ist.

Sie beschließen, dass sie eine ausgebombte Artistenfamilie sind, und gründen einen Zirkus. »Ausgebombt sein« muss Jessica den Schwestern erklären. Ausgebombt sein bedeutet, dass eine Bombe das Haus zerstört hat, in dem man vorher wohnte. Sie sitzen auf der Veranda ihrer Großmutter, wenn es regnet, und nähen aus Stoffresten Kleider für ihre armen obdachlosen Kinder. Die Kinder sind sehr klein, etwa zehn Zentimeter lang, sie haben sie aus schon gesponnener Schafwolle selbst gemacht, aus der Schafwolle, die die hiesige, die Liebe Großmutter, in zopfartigen Gebilden in einer Truhe aufbewahrt. Die Kinder sind weich und biegsam und beweglich und für den Zirkus als Nachwuchs sehr geeignet.

Wenn es aufhört zu regnen, setzen sie sich an die Gräben, die das Marschland teilen, und flechten Zöpfe aus Binsen. Sie spannen sie zwischen Stöcke, sodass die Kinder Seiltänzen üben können. Über die Gräben kann man springen, dafür gibt es einen langen, kräftigen Stock, den man am anderen Ufer vom Graben in den Boden steckt und sich dann mit ihm über den Graben schwingt, wie Stabhochsprung. Aber wenn man es nicht schafft, rutscht man an

dem Stock entlang runter und bleibt im Schlamm stecken. Man ist schwarz bis an die Knie, wenn man herauskommt, und muss zur Kuhle laufen, aus der die Kühe trinken, und sich waschen. In der Kuhle gibt es viele Blutegel in Krokodilsgröße, so heißt es. Die Kinder werden in Zinkschüsseln gesetzt und fahren über die Kuhle nach Paraguay und fangen ein neues Leben an. Mit dem Schlamm kann man sich auch gut ein gruseliges Gesicht malen und die jüngste Schwester erschrecken. Und dann auch gleich eine Clownsnummer einüben.

Die Schwestern sind natürlich verheiratet, sonst hätten sie ja keine Kinder. Aber die Männer sind nicht tüchtig, sie vertrinken das Geld, das der Zirkus einnimmt, in der Gaststätte Blocksberg mit Teepunsch aus Tee und geele Köm.

Dort auf dem Hof hat Jessica ein eigenes Schaf. Sie muss es melken, an jedem Abend, an dem sie hier ist. Schafe melkt man von hinten. Mit dem Gesicht im wolligen Po.

So riecht ein Schaf. Absolut unbeschreiblich. Obwohl man ihn also nicht beschreiben kann, erkennt man den Geruch sofort. Man vergisst ihn nicht und wenn man so alt würde wie Tante Ingeburg aus Lindholm, von der sie gerade den hundertsten Geburtstag gefeiert haben.

Zu Tante Ingeburgs Geburtstag fahren sie mit der Pferdekutsche, das Pferd wird ausgespannt und darf weiden, denn es gibt so viel Kuchen, dass sie einen halben Tag brauchen, um ihn aufzuessen. Es ist seltsam, dass es in diesen Zeiten hier so viel Kuchen gibt, wo doch fast alle Menschen Hunger leiden. Aber es haben eben alle Besucher welchen mitgebracht, und es sind alles Bauern, die noch Eier haben von den Hühnern und Milch und Sahne von den Kühen und Honig von den Bienen und Mehl vom letzten Jahr, und so konnten sie Kuchen backen und Cremetorte und Bienensich und den Tisch damit vollstellen, denn, sagen sie, hundert Jahre wird man nur einmal im Leben.

Aus der Schafsmilch wird Schafskäse gemacht. Er reift im Hühnerhof unter einem langen Brett mit einem Stein beschwert. Man isst ihn auf Rundstücken, wie sie hier sagen. Auch diesen Geschmack vergisst man nicht.

Das meiste Geld im Zirkus wird mit der Tierschau eingenommen, wo die Gäste außer den Giraffen, Löwen, Tigern und Elefanten auch den Hofhund Caesar betrachten können und jeden Tag um sechzehn Uhr seinen Kampf mit dem Gänserich. Es klappt nicht immer ganz genau mit der Uhrzeit, aber stattfinden tut der Kampf täglich, und er geht immer unentschieden aus.

Caesar darf nachts in ihrem Zimmer schlafen, am Fußende ihres Betts, und dann ist Jessica endgültig in Sicherheit.

So fährt Jessica also auch heute in Gedanken auf den Hof und legt sich neben Caesar in die Hundehütte und vertrödelt den Tag, während die Schwestern in ihren schönsten roten Kleidern, die aus alten Hakenkreuzfahnen genäht sind, auf dem Schulfest sind.

Jessica isst Sauerkirschen aus dem Glas und fragt sich, warum sie die Schwestern nicht einfach hierherholt. In Gedanken.

Und schon kommen sie im Gänsemarsch zur Tür herein und setzen sich aufs Bett und bekommen Sauerkirschen und Wurstbrot, denn sie sind gänzlich abgebrannt, weil die Ehemänner mal wieder alles Geld vertrunken und verspielt haben beim Doppelkopf und jetzt sehr still sind, genau genommen sagen sie gar nichts.

Jessica plant sofort die Wiederaufnahme des Zirkus.

»Hanna, du bist der Direktor. Du sitzt an der Kasse und passt auf das Geld auf. Du gibst niemand mehr einen Pfennig. Und schon gar nicht den Männern. Und du machst die Raubtiernummer, die macht immer der Direktor. Anita, du bist zu steif für das Hochseil. Aber weißt du, wofür steif

gut ist? Um dich ringelt sich die Pythonschlange! Und als Höhepunkt machst du ihr einen Knoten in den Schwanz. Elke und Karla sind Akrobaten. Rad und Handstand und Rückwärts-Purzelbaum könnt ihr doch. Müsst ihr schön gleichzeitig machen.

Und ich bin der Clown.«

Jessica bestimmt, dass jetzt gleich eine Probe stattfindet.

Sie stellt einen Stuhl mitten ins Zimmer und setzt sich drauf.

Sie beginnt: »Hört mir mal alle zu! Ich kenne eine Frau, die hat drei Arme und deswegen hat sie auch drei Hände.

Auf dem einen Arm hält sie das Baby, mit der zweiten Hand hält sie die Pfanne mit den Spiegeleiern, und mit der dritten Hand dreht sie am Radio und sucht Jazzmusik.

So, jetzt müsst ihr lachen!

Danke.

Jetzt mache ich ein Kunststück. Also, ihr könnt ja alle Purzelbaum. Ich kann auch Purzelbaum.

Aber: Könnt ihr auch Purzelbaum auf einem Stuhl machen?

Ich habe es noch nie ausprobiert. Heute werden wir das Experiment machen. Experiment ist, wenn man was ausprobiert, was vorher noch niemand ausprobiert hat.

Die Frau mit den drei Armen ist übrigens Straßenbahnschaffnerin. Sie steckt mit der einen Hand das Geld in den Behälter auf ihrem Bauch, wo sie alles drin hat, in dem Behälter, meine ich, nicht im Bauch, jetzt müsst ihr lachen, danke, sie zieht mit der zweiten Hand den Fahrschein raus aus dem Behälter, und mit der dritten Hand zieht sie einen Jungen am Ohr vom Sitz hoch, weil der nicht aufgestanden ist für die Frau mit dem Krückstock.«

Jessica stellt sich auf den Stuhl und beugt sich ganz weit vor, nimmt den Kopf zwischen die Beine und legt die Schultern und den Nacken auf den Sitz, dann unterbricht sie

wieder. Sie hockt sich auf den Stuhl und schlingt die Arme um die Knie.

»Bevor wir das Experiment weitermachen, muss ich euch noch was von der Frau mit den drei Armen erzählen. Die Frau arbeitet auch gerne im Garten.

Mit der einen Hand zieht sie Radieschen aus der Erde, mit der zweiten Hand verscheucht sie die Mücken und in der dritten hat sie eine Zigarette. Da kommt ihr Mann aus dem Haus und schimpft mit ihr: Warum hast du den Stall noch nicht ausgemistet?

Sie antwortet: Hetz mich nicht so, ich schaffe das alles nicht mehr, I've only got three hands.

Ihr könnt lachen.«

Sie lachen wirklich und klatschen heftig. Jessica erschrickt.

Der Besuch

Das Licht geht an und da stehen Leute. Jessica hat gar nicht gemerkt, dass es so dunkel ist. Regen halt. Und dicke Samtvorhänge noch von der Großmutter der Hausbesitzerin. Die Mutti ist früher nach Hause gekommen. Darüber freut sich Jessica. Aber sie hat Besuch mitgebracht, und das ist Jessica peinlich, denn sie weiß nicht, wie lange die da schon gestanden haben.

Die Mutti sagt:

»Jessica, deck bitte Suppenteller, vier, ich habe Linsensuppe in der Kantine geschenkt bekommen, sie ist nicht alle geworden, und Weißbrot, Löffel nicht vergessen, ich mach die Suppe noch mal warm.«

»Und ich«, sagt der eine Besucher, »habe gestern in Mundelsheim Omas Perserbrücke gegen einige Flaschen Rotwein eingetauscht: Also, Jessica, Gläser nicht vergessen! Vier! So eine gute Schauspielerin kriegt auch einen Schluck.«

Jessica schaut den Sprecher kurz an. Es ist ein junger Mann, der nett lächelt und sehr hellgrüne Augen hat. Wie eine Katze. Ob sie leuchten, wenn ich jetzt das Licht ausmachen würde?, denkt Jessica. Dann deckt sie den Tisch.

»I've only got three hands«, sagt jetzt die dritte Person mit tiefer Stimme.

Es ist eine große dünne Frau – alle Frauen sind dünn gegenwärtig, und die Männer auch, es ist eigentlich nichts

Besonderes, aber vielleicht fällt es einem auf, weil sie so groß ist und ein schwarzes Kleid trägt, das um sie gewickelt ist wie ein Verband. Dazu trägt sie einen schwarzen Turban, und darunter kommen schwarze Locken hervor. Ihr Nasenrücken ist rasiermesserscharf, ihre Lippen sind dunkellila angemalt, genauso ihre Fingernägel. Sie sieht ein bisschen aus wie aus *Tausendundeine Nacht*. Sie sitzt jetzt schon auf einem Sessel, den sie an den Tisch gezogen hat, und raucht aus einer Zigarettenspitze.

»Wo hat sie das her?«

Die Mutti stellt die Linsensuppe auf den Tisch, dann sucht sie ein bisschen im Bücherregal und reicht der Frau ein Buch, aufgeschlagen.

»Jessicas Lieblingswitz.«

»Charles Addams«, sagt der junge Mann nach einem Blick. »Großer Künstler, finde ich auch. Grandios, die Hexenfamilie, stimmt's, Jessica?«

Jessica nickt.

Die Frau betrachtet das Bild. Man sieht darauf eine schlecht gelaunte Frau mit einem Baby auf dem Arm, einer Bratpfanne in der anderen Hand und einem Bratenwender in der dritten. Ein behaarter Mann im Unterhemd trinkt Kaffee, das Bügeleisen verbrennt gerade die Wäsche auf dem Bügelbrett, und der Frau wird alles zu viel. Und drunter steht der Satz: Can you wait a second, I've only got three hands.

»Und das andere? Hast du dir das selber ausgedacht?«

Jessica schaut sie an und antwortet nicht.

»Jetzt esst erst mal«, sagt die Mutti. Sie hat inzwischen die Teller vollgeschöpft.

»Das können wir alle brauchen. Jessica haben sie neulich in der Straßenbahn Brotmarken geschenkt, weil sie so dünn ist. Dabei hat sie Geld wie Heu.«

Sie essen alle schweigend und bedächtig. Es gibt immer noch wenig zu essen, obwohl der Krieg schon seit drei Jahren

vorbei ist. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden mit einem Schlag alle Schaufenster voll sein mit den herrlichsten Sachen, dann werden sie aber kein Geld haben, sie zu kaufen.

Jessica betrachtet vorsichtig die fremde Frau. Über ihren riesengroßen Augen hat sie weiße Augenlider mit schwarzem Rand, die wie kleine Jalousien rauf und runter rutschen.

Jessicas Mutti lacht ein bisschen: »Also, Jessica, ich merke schon, du bist neugierig. Das ist Lilli, sie war mal meine Schauspiellehrerin. Jetzt führt sie Regie im Staatstheater, sie wird den *Sommernachtstraum* inszenieren. Das ist ein Stück von Shakespeare, und da spielen ganz viele Personen mit. Auch ein Elfenkönig, und den spielt der Stefan, der hier sitzt, obwohl er eigentlich noch zehn Jahre Zeit hätte damit. Denn eigentlich ist der Elfenkönig schon erwachsen.«

Der Stefan sagt: »Ich möchte mich nicht um meinen zweiten Teller Suppe bringen, sonst würde ich dir mal zeigen, wie erwachsen ich bin.«

Die Frau, die Lilli heißt, sagt:

»Und dem Elfenkönig hilft eine freche Elfe und die heißt Puck. Den Puck solltest du spielen, Jessica.«

»Der Puck ist besetzt«, sagt Stefan. »Den spielt die Hofreiter. Und die wird wohl kaum verzichten.«

»Soll sie auch nicht. Natürlich spielt die Hofreiter. Die Premiere und die zehn nächsten Vorstellungen auch. Die Hälfte vom Publikum kommt ja wegen ihr.«

»Und die andere Hälfte wegen mir. Besser gesagt, meinetwegen. Die weibliche nämlich«, sagt Stefan und grinst.

»Ja, hoffentlich. Aber eine spätere Vorstellung könnte sie spielen. So ein Talent muss man fördern. Ich liebe es, etwas oder jemand zu entdecken. Ihre Mutter habe ich auch entdeckt.«

»Viel geholfen hat's nicht«, sagt die Mutti.

Stefan sagt:

»Du mit deinem produktiven Übereifer! Nun schaff doch erst mal die Inszenierung bis zur Premiere!«

»In zehn Jahren Berufsverbot staut sich halt viel Energie an«, murmelt die Frau namens Lili.

»Ist noch Suppe da?«

Die Mutti verteilt den Rest.

Stefan schenkt Wein ein. Jessica bekommt einen Fingerbreit in ihr Glas.

Die Frau, die Lili heißt, schenkt der Mutti und Stefan eine Zigarette. Sie rauchen und trinken und sind eine Weile ganz still.

Dann sagt die Mutti:

»In diesem Theater wird meine Tochter niemals auf der Bühne stehen.«

Stefan fragt: »Warum nicht? Was ist das für ein dunkles Geheimnis? Du hast doch hier selber gespielt, du sollst eine großartige Katharina Knie gewesen sein.«

»Ja, da hat Jessica ihre Zirkusideen her. Sie hat praktisch mitgespielt. Es gab den Zuschauerraum vorne, den echten, und dann noch einen gespielten hinter der Bühne, auf der Bühne waren die Zirkusarena und auch die Wohnwagen, dahinter also der gespielte Zuschauerraum, da hat Jessica gesessen mit einer Komparsin, die auf sie aufgepasst hat. Alle vierzig Vorstellungen lang! Denn mein Mann hatte Opernprobe, er hat den *Figaro* einstudiert. Und dann halt auch Vorstellungen noch und noch und *Fidelio* und so weiter. Und dann wurde er krank. Es kam vom Krieg. Und auf dem Sterbebett bekam er die Kündigung von diesen Schweinen. Keiner war dabei, als er den Brief aufmachte. Als er tot war, habe ich auch fristlos gekündigt.«

Jessica hört aufgeregt zu. Sie hat die Geschichte nie ganz genau gehört. So war das also.

»Und warum muss ich dann noch zum Ballett?«, fragt sie. »In dieses Scheißtheater?«

»Rede anständig, Jessica. Auch wenn's stimmt. Die Hella Heim war immer lieb, die hat zu mir gehalten, und es gibt sonst nichts für dich. Du bist schon allein in der Schule, irgendwo musst du doch mit Kindern zusammenkommen.«

»Kann sie's auch auf Kommando?«

»Was?«, fragt die Mutti.

»Na, was sie da vorhin gemacht hat, diese kleine kabarettistische Nummer.«

Die Mutti zuckt die Achseln.

»Sie ist Funkkind. Seit sie sechs ist.«

»Aha. Aber da liest man ja alles ab.«

»Konnte sie damals noch gar nicht.«

Stefan sagt: »Machst du mir die Freude und spielst die Nummer noch zu Ende? Wir haben dich unterbrochen.«

Jessica nagt an ihrer Unterlippe.

»Ich weiß gar nicht, wie sie ausgeht«, sagt sie dann.

»Irgendwie wird sie schon ausgehen. Mach einfach mal.«

Jessica hat eigentlich keine Lust. Aber sich zieren mag sie auch nicht.

Im Radiohaus in der Neckarstraße, wo sie Funkkind ist, werden sie auch kommandiert. Dann müssen sie schnell ins Studio rennen, sich um das Mikrofon stellen und sprechen, wie es die Rolle und der Spielleiter hinter der geräuschkichten Glasscheibe verlangen. Und nicht husten, nicht mit dem Papier rascheln, oh, wie vorsichtig umblättern, lautlos, nicht mal zu laut atmen. Sie kann solche Sachen auf Kommando machen.

Sie setzt sich wieder auf den Stuhl.

»Also, dann jetzt endgültig unser Experiment«, sagt sie.

Sie kniet sich seitlich auf den Stuhl, rollt den Kopf ein und tut so, als ob sie sich überschlagen will. Dann lässt sie sich platt auf den Bauch fallen und beugt den Kopf unter den Stuhl.

»Was sehe ich denn da!«, ruft sie.

Sie kommt wieder hoch und setzt sich hin.

Sie hält eine Blockflöte in der Hand.

»Unter diesem Stuhl wächst eine Blockflöte«, sagt sie fröhlich.

»Das ist gut, da kann ich euch noch was Wichtiges erzählen von der Frau mit den drei Armen. Passt auf.

In dem einen Arm hat sie das Baby, das will nicht einschlafen. Aber mit den beiden anderen Armen, besser, mit den Händen, spielt sie jetzt Blockflöte.«

Jessica spielt auf der Blockflöte: Schlaf, Kindchen, schlaf.

Dann hört sie auf, nimmt die Flöte in die linke Hand und biegt den rechten Arm zur Wiege und sagt: »Und seht ihr, jetzt schläft es. Da müssen wir das Experiment wohl auf ein andermal verschieben.«

Kein Applaus. Stefan und Lilli sind still. Die Mutti steht auf und deckt den Tisch ab.

Schließlich sagt Stefan:

»Wo kam denn auf einmal die Flöte her?«

»Geheimnis!«, sagt Jessica vergnügt. Denn sie spürt, dass die beiden so still sind, heißt nicht, dass es ihnen nicht gefallen hat.

»Nur über meine Leiche«, sagt die Mutti, als sie wieder reinkommt.

Wahrscheinlich kann sie Gedanken lesen.

Engele flieg

Der Vater ist auf Urlaub von der Front. So heißt das. Die Front, das ist eine Art Strich, wo auf der einen Seite die Feinde und auf der anderen Seite WIR stehen. SIE/WIR stehen eigentlich nicht, SIE/WIR knien mit einem Bein und schießen mit Gewehren aufeinander. So stellt sich Jessica das vor, als sie sich gegen Ende des Krieges überhaupt etwas vorstellen kann.

Der Vater zieht die Uniform aus und schmeißt sie in die Ecke. Er sagt: »Scheißuniform.«

Die Mutti guckt besorgt.

»Pass auf, was du sagst. Jessica kann sich verplappern.«

»Sie soll ruhig wissen, dass das ein Scheißkrieg ist!«, sagt der Vater.

Sie fahren ins Gebirge. Es ist Februar, der 29. Februar. Den 29. Februar gibt es nur alle vier Jahre. An diesem Tag hat ihre Mutter Geburtstag. Das wollen sie feiern. Geld haben sie keines. Es gibt jeden Morgen ein mageres Frühstück und abends einen Teller Suppe.

Aber sie sind quietschvergnügt. Der Vater bäckt mit Jessica eine Torte aus Schnee mit Eiszapfen als Kerzen. Die steht am Geburtstagsmorgen auf dem Balkon. Der Vater singt für die Mutti: Ich liebe dich so wie du mich/ vom Abend bis zum Morgen/ noch war kein Tag wo du und ich/ nicht teilten unsre Sorgen/, und Jessica singt leise mit.

Die anderen Gäste sind nicht böse über den Morgen- gesang, sie lauschen entzückt. Abends muss der Vater ein Konzert geben, als Strafe fürs Wecken, sagen die Gäste und lachen.

Dann muss der Vater zurück an die Front.

Ein andermal ist Sommer.

Der Krieg geht weiter, das Leben geht weiter, nicht für alle, das weiß Jessica. Nächte, die sie im Bunker verbringen, werden zur Regel. Und wenn sie hinauskommen, brennt die Straße, und der Himmel ist feuerrot.

Aber dann sind sie alle drei wieder zusammen. Es ist Juli, es ist heiß, sie gehen durch die Stadt.

Sie alle drei haben Durst. Der Vater hat seine Uniform an, das bedeutet, entweder ist er gerade aus dem Krieg gekommen oder er muss gleich wieder hin. Denn sonst läge die Scheißuniform in der Ecke hinter dem Kleiderschrank im Schlafzimmer, damit man sie ein paar Tage nicht sieht. Sie gehen in ein Café, etwas zu trinken wird es ja wohl geben. Sie finden einen Tisch, obwohl es sehr voll ist. Ihr Vater sitzt gegenüber von ihrer Mutter und hält ihre Hand fest. Jessica mag ihren Vater. Sie mag ihn sogar sehr. Aber der Krieg dauert nun schon so lange, wie sie auf der Welt ist und der Vater ist Soldat, seit es den Krieg gibt. Seit Krieg ist, ist er also an der Front und nicht zu Hause. Jessica denkt, dass die Mutti eigentlich ihr gehört. Sie möchte nicht, dass der Vater sie so festhält, sie möchte auch nicht, dass der Vater leise mit ihr redet, soll sie nicht verstehen, was er sagt? Sie mag auch nicht, dass alle anderen Leute leise reden, sie hört ein vorsichtig gesprochenes neues Wort, »Attentat«, und dann das Wort, das sie zu Hause eigentlich nicht mehr aussprechen wollen. Wieso eigentlich nicht? Es ist nur ein Wort, es ist eigentlich ein Name, wieso soll man den nicht sagen?

»Dem Adolf Hitler spucke ich ins Gesicht, und dann schmeiß ich ihn in den Mülleimer!«, ruft Jessica also mit

ihrer tiefen, kräftigen Stimme hinein in das murmelnde Café. Schlagartig völlige Stille. Nicht mal Stühle, nur Gesichter drehen sich um und zu ihnen her.

Der Vater ist weiß im Gesicht, er zieht einen Geldschein aus der Tasche und legt ihn auf den Tisch. Ganz ruhig, sagt er durch die Zähne. Er und die Mutter packen Jessica an je einer Hand. Jessica will protestieren, sie hat noch nicht ausgetrunken, aber die Erwachsenenhände um ihre Kinderhände herum verbieten jeden Widerstand. Raus aus dem Café und auf die Königstraße. Ein Blick zurück vom Vater. Dann sagt die Mutter, komm, wir spielen Engele flieg! Au ja, ruft Jessica erleichtert, sie hatte schon Angst, es sei etwas Schlimmes passiert.

Engele flieg ist ein Spiel. Man spielt es mit sehr kleinen Kindern. Jessica ist eigentlich schon zu groß dafür. Aber wie wunderschön, wenn der Vati mit seiner linken Hand ihre rechte Hand hält, ganz fest, und die Mutti mit ihrer rechten Hand Jessicas linke, und sie gehen erst schnell, dann laufen sie, dann rennen sie, und wenn Jessica fast nicht mehr mitkann, reißen der Vati und die Mutti Jessica an den Armen hoch und rufen mit ihren prachtvollen Theaterstimmen »Engele flieg«.

Sie sind schnell. Aber der SS-Mann ist schneller. Er überholt sie, bleibt stehen und schaut ihnen zu.

Das sind Eltern, die machen mit ihrem Kind ein Spiel. Auf keinen Fall sind das Menschen auf der Flucht.

Sie steht neben ihrer Strengen Großmutter. Der Großmutter Leni am Bodensee. Über die Hügel kommen die französischen Panzer gekrochen. Die Großmutter hat ein weißes Bettlaken an einem Besenstiel befestigt und versucht, es aus dem Dachfenster zu schieben. Das Bettlaken hängt fest.

Jessica schaut auf die Kanonenrohre auf den Panzern. Sie sind auf sie gerichtet. Wie Augen. Die sie wachsam

beobachten. Dann hat die Großmutter es geschafft. Das Bettlaken flattert im Maiwind. »Bitte, schießt nicht, wir wollen den Frieden«, soll das bedeuten.

Dann ist ihre Mutter wieder da, im Haus am Bodensee. Auch sie war an der »Front«, sie musste dort Theater spielen, um die Soldaten bei Laune zu halten. Und obwohl es jetzt, gleich nach dem Krieg, wenig zu essen gibt, meistens Brot mit Scheiben von gekochten Kartoffeln drauf und nur im Ausnahmefall gestandene Milch, und nicht mehr mit Zucker und Zimt, ist Jessica glücklich, weil ihre Mutter wieder bei ihr ist. Sie krabbelt am Morgen zu ihr ins Bett, wenn sie schlecht geträumt hat. Da hören sie beide unten die Haustüre gehen, und eine Männerstimme erklingt und singt – und es ist, als ob eine warme Welle durchs Haus fließt, bis unters Dach – das Lied: Vier adlige Rosse/ voran unserm Wagen/ wir wohnen im Schlosse/ in stolzem Behagen ... Der Vati ist zurück aus dem Krieg, aus Russland mit dem Fahrrad gekommen. Er nimmt sie auf den Schoß und sagt, ach, Jessica, endlich ist der Scheißkrieg vorbei, jetzt können wir auf das Schiff Milwaukee steigen und nach Amerika fahren und Eis in allen Farben essen. Auch Silber und Gold?, fragt Jessica. Klar, auch Silber und Gold. Auch Schwarz? Ja, sicher, auch Schwarz.

Und dann wurde das Leben an jedem Tag schöner, dort am Bodensee, trotz Hunger und Sperrstunde am Abend, die Eltern schlichen im Dunkeln durch die Gärten und trafen die Freunde auf den Terrassen und musizierten und tanzten, und die französischen Soldaten, Vincent und Constant, waren heimlich mit dabei, denn die sich da trafen, das waren keine Nazis, es waren die, für die die Besatzungsmacht die Befreiungsmacht war. Und Jessica lernte die Namen der Freunde, Otto Dix, Nelly Dix, Erich Heckel, Curth Georg Becker, Hans Kindermann, Maria Proelss, Hanni Rocco,

Zitate im Text aus:

Selma Lagerlöf, *Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen*, übersetzt von Pauline Klaiber, s. <https://www.gutenberg.org/files/31114/31114-h/31114-h.htm#kap5>

William Shakespeare, *Ein Sommernachtstraum*, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel, s. <https://www.projekt-gutenberg.org/shakespr/sommer/sommer.html>

© Huber, Rudolfzell



Felicitas Andresen, geboren 1939 in Hemmenhofen am Bodensee, wo sie auch heute wieder lebt. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Soziologie arbeitete sie als Schauspielerin am Theater und im Sozialwesen. Sie hat zahlreiche Romane und Erzählungen veröffentlicht und wurde mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Thaddäus-Troll-Preis für *Sex mit Hermann Hesse* (2016).

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

Autorin und Verlag danken dem Forum Allmende e.V.
für die Förderung dieses Buchs.



1. Auflage 2024
© 2024, 8 grad verlag GmbH & Co. KG
Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:
Julie August, Buenos Aires/München
Umschlagmotiv: akg images/ddr-bildarchiv/Klaus Morgenstern
Gesetzt aus der Caslon und aus der DIN Condensed
Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf
Korrekturat: Stephan Thomas, München

Papier: Munken Print cream 100 g/m² 1,5-fach
Einbandmaterial: Peyer Peyprint
Herstellung: folio · print & more, Zirndorf
Druck und Bindung: ScandinavianBook, Neustadt/Aisch
Printed in EU

ISBN 978-3-910228-38-2

www.8gradverlag.de